

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 16 (2009)
Heft: 1

Rubrik: Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Dorothee Guggenheimer,
Stefan Sonderegger
Dokumente des 13. bis 20. Jahrhunderts aus dem Stadtarchiv St. Gallen
Interaktive Leseübungen
und Kommentare (CD-ROM)

Chronos, Zürich 2006, Fr. 28.–

Noch immer ist die Vorstellung in der breiten Öffentlichkeit verankert, es handle sich bei Archiven um verstaubte, bürokratische Institutionen, zu denen nur auserwählte Besucherkreise Zutritt haben. Das Archiv übt eine gewisse Aura des Unerreichbaren aus. So erstaunt es nicht, dass manche angehende HistorikerInnen und historisch Interessierte Respekt vor dem Gang ins Archiv haben. Die Furcht vor komplizierten Suchmitteln und Handschriften, die kaum entzifferbar sind, schreckt viele von diesem Schritt ab. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Originaldokumenten ist jedoch unabdingbar. Quelleneditionen sind zwar leichter zugänglich und schnell rezipierbar, sie sind aber immer sehr selektiv angelegt. Nicht edierte Quellen fallen bei einseitiger Konsultation von Editionen gänzlich aus dem Rahmen, genauso wie Fragen, die über den Textinhalt hinausgehen, wie zum Beispiel die materielle Beschaffenheit eines Dokuments.

Die hier besprochene Software möchte gerade diese Hemmschwellen abbauen und richtet sich nicht nur an ein Fachpublikum, sondern an einen breiteren Kreis von Interessierten. Ziel ist es, die Benutzer anhand von 15 ausgewählten Originalquellen aus dem Stadtarchiv St. Gallen das Lesen und Transkribieren von Handschriften üben zu lassen. Die 15 Übungsbeispiele erstrecken sich über die Jahre 1277–1914.

Handschriften aus unterschiedlichen Epochen können somit mit ihren jeweiligen Spezifika kennengelernt und entziffert werden. Kaiserurkunden, Güterverschreibungsurkunden, Briefe aber auch schlichte Protokolleinträge gilt es zu transkribieren. Das Training steht zwar im Zentrum, die Dokumente selber sowie knappe und prägnante Kommentare vermitteln jedoch weitere nützliche, teils amüsante Informationen zur Geschichte des Archivs, der Stadt St. Gallen und zu gesellschaftlichen Phänomenen vergangener Zeiten: Wer hätte gedacht, dass das Rezept der traditionellen OLMA-Bratwürste bis ins Jahr 1438 zurückreicht. Die Regulierung der Wurstproduktion weist neben marktorientierten Hintergründen auf ein bereits hohes Qualitätsbedürfnis der St. Galler Obrigkeit hin. So musste schon im 15. Jahrhundert neben Schweinefleisch auch zartes Kalbfleisch verwurstet werden.

Die «letzte Hexe» Anna Göldin wurde 1782 schweizweit per Steckbrief gesucht. Anhand dieser detaillierten Beschreibung von Anna Göldin erhält man zusätzlich einen Einblick in die damalige Mode. Aus den Quellenbeispielen erfährt man unter anderem weiter, dass 1528 eine Ehe in der Regel per Handschlag besiegelt wurde, die Menschen den Wolf schon im Spätmittelalter als ernsthafte Bedrohung für die Landwirtschaft empfanden und dass 1902 ein Automobilrennen (mit Dampfwagen) durch halb Europa, inklusive St. Gallen, stattgefunden hat.

Die in der von Andreas Kränzle und Gerold Ritter herausgegebenen Reihe *Edition Ad fontes: Quellen aus Archiven und Bibliotheken* erschienene Software hält sich bezüglich Struktur und Funktion eng an ihr

im Internet zugängliches preisgekröntes Mutterprogramm *Ad fontes*. Sowohl auf PC (Windows 98, ME, 2000, XP) als auch auf Mac (OS 9.2, Os X 10.2 oder höher) lässt sich die Software vom Internet unabhängig nutzen. Eine Installation erübrigt sich, nach dem Einlegen der CD ins Laufwerk startet das Programm automatisch und öffnet die Tore zum virtuellen Archiv. Die Handhabung der Software ist einfach. Gewöhnungsbedürftig ist lediglich die Zurück-Funktion, denn anders als zum Beispiel auf einem Internetbrowser gelangt man nicht auf die zuletzt angeschaute Seite, sondern auf die vorhergehende Seite des gesamten Kapitels. Merkzeichen ermöglichen jedoch das Wechseln zwischen den zuletzt angeschauten Seiten. Die übersichtlich gestaltete Startseite weist auf zusätzliche Informationsmöglichkeiten hin. Ein besonders nützliches Kapitel stellen die Transkriptionsregeln dar. Hier werden den Benutzern anhand von Quellenbeispielen die wichtigsten Regeln in Kürze näher gebracht. Erläutert werden unter anderem die Handhabung von Zeilenumbrüchen, Interpunktion, Wiedergabe von hochgestellten Buchstaben und Zeichen oder die Auflösung von Abkürzungen. Gerade bei letztgenannten wären zusätzliche Informationen zu häufig verwendeten Abkürzungen hilfreich gewesen. Masse, Münzen und Abkürzungen stellen bei Transkriptionen immer wieder eine Herausforderung dar. Deshalb wäre es wünschenswert, man hätte im Programm, ähnlich wie in der Internetversion, eine ausführliche Sammlung im Stile eines «Nachschlagewerks» im Anhang bereit gestellt.

Ein weiteres Kapitel enthält einschlägige Literaturhinweise zum Stadtarchiv und den einzelnen Dokumenten aus den Übungen. In knappen Ausführungen wird im Kapitel «Über das Archiv» die Geschichte der Stadt St. Gallen und des Stadtarchivs wiedergegeben. Die Texte sind bewusst kurz gehalten, bringen aber die wichtigsten

Elemente auf den Punkt. Sie sind auch für einen Laien leicht verständlich.

Alle 15 Originalquellen können individuell zur Bearbeitung ausgewählt werden. Längere Texte werden etappenweise transkribiert. Den transkribierten Text gibt man direkt ins Eingabefeld unter dem jeweiligen Dokument ein. Mit einer Zoomfunktion lässt sich der Originaltext aus nächster Nähe betrachten. Hilfreich wäre, wenn man die Zoomfunktion permanent beibehalten könnte, da sich die Handschriften vergrößert viel besser entziffern lassen. Wer mit der Transkription Mühe hat, dem stehen jederzeit Tipps oder gar Transkriptionslösungen zur Verfügung. Eindeutig mehr Spass macht es aber, den Text ohne Hilfe zu transkribieren und sich ganz am Schluss von der Eingabeprüfung überraschen zu lassen. Jedes fehlerhaft transkribierte Wort wird mit roter Farbe gekennzeichnet. Ist der Text einmal erfolgreich transkribiert, erhält man zusätzlich historische Hintergrundinformationen zum Dokument sowie nützliche Erläuterungen (zum Beispiel Übersetzungen) zum Text. Einmal eingegebene Transkriptionen bleiben im jeweiligen Textfeld gespeichert.

Bis auf wenige angesprochene Desiderate erfüllt die Software ihr angestrebtes Ziel sehr gut: Das Lesen und Transkribieren von Originalhandschriften aus verschiedenen Epochen kann auf spielerische und zugleich informative Art und Weise geübt werden. Weiter gelingt es, das Stadtarchiv St. Gallen und einige Highlights aus seinen reichen Beständen vorzustellen.

Die Software eignet sich nicht nur für Interessierte, die sich auf einen Archivbesuch vorbereiten wollen. Auch «Fortgeschrittene» können vom Programm profitieren. Es bietet eine spannende Sammlung von Handschriften aus unterschiedlichen Epochen und bekanntlich macht erst Übung den Meister.

Ralph A. Ruch (Zürich)

Lionel Bartolini
Une résistance à la Réforme
dans le Pays de Neuchâtel
Le Landeron et sa région
(1530–1562)

Alphil, Neuchâtel 2007, 184 p., Fr. 33.–

Avec cet ouvrage, tiré de son mémoire de licence, Lionel Bartolini vient renouveler l'histoire religieuse du 16^e siècle pour la Suisse romande, et montrer son intérêt dans le cadre européen. Il s'agit d'un plaidoyer pour l'histoire politique et l'histoire régionale, dont l'auteur montre qu'elles sont étroitement liées, puisque l'autonomie du politique qu'il postule se révèle à travers le prisme de l'histoire régionale. De toute évidence, ce travail s'inscrit donc dans les approches inspirées par la micro-histoire, même si la référence reste implicite. Quelques années après la parution du mémoire de licence de Pierre-Olivier Léchet (*De l'intolérance au compromis. La gestion d'une coexistence confessionnelle. Le Landeron, XVI^e–XVIII^e siècle*, Sierre, Editions à la Carte, 2003), lui aussi consacré à l'histoire religieuse du Landeron, mais pour la période comprise entre le milieu du 16^e et le milieu du 18^e siècle, on dispose donc d'études solides et stimulantes sur le destin singulier de cette enclave confessionnelle.

Bartolini étudie son objet à partir d'une multitude de sources, conservées aux archives communales du Landeron: correspondances entre les autorités du Landeron et d'autres acteurs institutionnels, lettres de Soleure à ses alliés, actes de procès et d'arbitrages. Il a complété son étude par des recherches dans d'autres dépôts d'archives afin d'éclairer les points de vue des différents acteurs, et s'est montré sensible aux arguments mobilisés par les différentes parties en conflit.

Le plan adopté est chronologique, un choix qui permet à l'auteur de suivre de près les stratégies mises en œuvre par les

différents protagonistes. L'enjeu était le maintien du catholicisme ou au contraire l'adoption de la Réforme au Landeron. Le bref rappel des aspects institutionnels, admirable de clarté, éclaire la position des acteurs: du côté catholique, les comtes d'Orléans-Longueville, souverains lointains du comté de Neuchâtel, et le canton de Soleure, lié au Landeron par un traité de combourgeoisie depuis le milieu du 15^e siècle; du côté réformé, les bourgeois de Neuchâtel et le canton de Berne, lié aux précédents par un traité de combourgeoisie; en position d'arbitre, les autres cantons, du fait de l'inclusion du comté dans la seconde paix nationale, suite à la guerre de Cappel de 1531.

Les années 1530 font l'objet du premier chapitre, consacré aux pressions exercées par Berne, collateur de la cure du Landeron, afin d'imposer un prédicant dans la paroisse. Face à l'échec de cette stratégie, les réformés du Landeron portent le conflit devant la justice; ces procès permettent à l'auteur de mettre en évidence des aspects importants: la montée en puissance des autorités civiles, qui deviennent juges des controverses religieuses; l'opportunisme de la minorité réformée, qui, après avoir invoqué l'unité religieuse du comté pour introduire la Réforme au Landeron, met en avant la liberté de conscience individuelle.

Le second chapitre étudie l'évolution du conflit entre 1537 et le milieu du siècle. Ce sont cette fois les bourgeois de Neuchâtel, fermiers du comté depuis 1536, qui se servent de l'argument confessionnel pour tenter d'étendre leur influence sur tout le comté. Différents moyens sont tour à tour utilisés pour imposer la Réforme, sans succès: nomination d'un châtelain réformé, tentatives d'imposer un prédicant, organisation de votations, les «plus» de religion, au Landeron et à Cressier. Mais une autre partie se joue en parallèle: les Orléans tentent de vendre le comté, et Soleure

prend le Landeron sous sa protection en 1542. Les tensions mènent presque à une nouvelle guerre civile entre cantons catholiques et réformés, mais la situation est résolue à travers un règlement favorable aux catholiques.

Dans le troisième chapitre, l'auteur passe aux années 1550, marquées par une contre-offensive catholique: avec l'appui de Soleure, les Landeronnais desserrent l'étai et portent le conflit dans des régions périphériques. Leur objectif est de faire reconnaître la paix nationale, favorable aux catholiques, au Landeron; pour ce faire, ils recourent à leur tour aux tribunaux. Ils échoueront, mais la prudence et la neutralité observées par Berne annoncent une solution négociée.

C'est le règlement difficile du conflit avec Berne au cours des années 1550 que Bartolini étudie dans le quatrième chapitre: depuis la fin des années 1530, les autorités bernoises refusent de nommer un curé au Landeron tant qu'un prédicant n'y est pas nommé. L'auteur éclaire, en quelques pages, les enjeux stratégiques – notamment la levée de soldats par Soleure – et les démarches des Landeronnais sur la scène européenne, qui tentent de faire intervenir le roi de France. Suite aux interventions répétées de la Diète, soucieuse de régler un cas qui constitue un facteur de déstabilisation confessionnelle, Berne finit par négocier un arrangement avec les Landeronnais en 1557, mettant un terme aux pressions visant à imposer la Réforme.

Le cinquième chapitre met en scène les dernières tentatives neuchâteloises de réformation du Landeron, avec l'intervention, sans doute instrumentalisée par les bourgeois de Neuchâtel, du comte d'Orléans en 1561; il montre l'affaiblissement du souverain. Quant au dernier chapitre, il constitue un développement thématique sur l'attitude de Guillaume Farel au fil du conflit: s'il vient à plusieurs reprises au Landeron et donne à la mino-

rité réformée locale des arguments afin de faire reconnaître ses droits, le Réformateur fait montre de prudence. Cet élément s'explique par l'évolution de ses rapports avec Berne après la conquête du Pays de Vaud en 1536, suite à laquelle les impératifs politiques l'emportent sur les considérations religieuses.

Dans une conclusion forte et bien argumentée, l'auteur tire tout d'abord le bilan des 30 ans de luttes étudiés de près dans son travail: il montre que les Landeronnais en sont les grands vainqueurs, et que leur attachement au catholicisme leur permet aussi de préserver leur autonomie face aux bourgeois de Neuchâtel. Il souligne également la résolution juridique du conflit confessionnel, les deux camps utilisant les mécanismes d'arbitrage mis en place par la seconde paix nationale. Il se livre enfin à une réflexion plus large sur l'intérêt du cas landeronnais, insistant à juste titre sur la précocité, à la fois lexicale et juridique, du concept de «liberté de conscience», qui apparaît ici au début des années 1540, soit près de 20 ans avant d'être utilisé en France.

Voici donc un bel ouvrage. Ses mérites sont liés à sa méthode, une lecture fine et serrée des sources, attentive au langage et aux arguments utilisés, aux stratégies adoptées. Rigoureux et économe, il est riche en enseignements. On en retiendra ici trois. Notons d'abord l'autonomie des acteurs politiques par rapport aux Eglises, qui n'est ni subordination ni instrumentalisation – une leçon importante, qui vient nuancer les approches en termes de confessionnalisation. Le livre illustre aussi la complexité du jeu institutionnel helvétique, qui donne aux différents protagonistes toute une gamme d'instruments, des pressions politiques aux procès, et éclaire les motivations des choix confessionnels. Enfin, il montre l'importance européenne de l'histoire régionale et l'imbrication des différentes échelles d'analyse; à cet

égard, il est à souhaiter que l'auteur nous en apprenne plus sur la genèse suisse de la liberté de conscience, thème passionnant dont il posé ici les jalons. Espérons également que d'autres travaux s'attacheront à la coexistence religieuse vécue au Landeron et dans le comté de Neuchâtel: en effet, l'image d'ensemble, qui insiste sur les conflits et les oppositions, serait sans doute nuancée par une approche des choix et des compromis des acteurs sociaux.

Bertrand Forclaz (Amsterdam)

Christian Casanova

Nacht-Leben

Orte, Akteure und obrigkeitliche Disziplinierung in Zürich, 1523–1833

Chronos, Zürich 2007, 511 S., Fr. 68.–

Studien zur Nacht neigen zur Neoromantik. Christian Casanova beweist, dass sorgfältige Quellenarbeit nächtliche Phänomene besser zu klären vermag. In seiner Dissertation untersucht er das Zürcher Nachtleben während einer Zeitspanne von über 300 Jahren. Sein Werk reiht sich in die neuere Forschung zur Sozialdisziplinierung in der Frühen Neuzeit ein. Dank der Beschränkung auf die Nacht vermag der Verfasser die Ergebnisse der Wissenschaft zu akzentuieren. In der normativen Schriftlichkeit und den Quellen zur Rechtsprechung sind die lichtlosen Stunden eine neuralgische Zeit.

Spätestens seit Hans Medicks *Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte* (1996) ist bekannt, wie fruchtbar mikrohistorische Untersuchungen einer Ortschaft sein können. Dem entsprechend verlässt Casanova seine engen zeitlichen und örtlichen Grenzen nicht. Im Aufbau des Buchs spiegelt sich die scharfe Trennung zwischen Tag und Nacht, zwischen Stadt und Landschaft, welche die Mentalität der

Frühen Neuzeit prägte. Der Autor stützt sich auf normatives Schriftgut wie Sittenmandate, Verbotsbücher und Ratsmanuale. Die obrigkeitliche Sicht kontrastiert er mit den Protokollen der Reformationskammer und Gerichtsakten, von denen er erfahren will, «wie es in den Zürcher Gassen nachts tatsächlich zu und her ging». (18 f.) Es fragt sich allerdings, ob sich daraus «realitätsnahe Rückschlüsse» (19) ziehen lassen, wie es Casanova anstrebt. Vor dem etwas vereinfachenden Blick auf die «Differenz von Norm und Wirklichkeit» (474) – wobei Sittenmandate die Norm, die Gerichtsakten die Wirklichkeit zeigen sollen –, wäre man durch den Einbezug aktueller Schriftlichkeitsforschung gefeit gewesen. Die grossen Sozialdisziplinierungstheorien von Elias bis Foucault handelt Casanova in einem knappen Theoriekapitel ab und verwirft sie als zu undifferenziert. Er präferiert jene Forschungszweige, die eine harte Unterscheidung zwischen Obrigkeit und Untertanen ablehnen. Die disziplinierende Funktion von Familie und Nachbarschaft war entscheidender als die teils recht hilflosen Versuche der Obrigkeit.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil, der *longue durée* verpflichtet, spannt sich von 1523 bis 1798. Verschiedene Aspekte der frühneuzeitlichen Stadtgesellschaft werden beleuchtet, Vorschriften wie das Mittragen von Laternen, Bemühungen um die Brandverhütung, der Kampf gegen Unfug, Diebstahl und Einbruch erläutert. Die Nacht ist rechtlich abgegrenzt, begangene Straftaten wiegen schwerer. Casanova geht auf einzelne Akteure ein, die das Gassenleben prägten, Gesellen, einheimische Jugendliche und Wirtshausbesucher, sodann die Fest- und Spielkultur der Zeit. Die Diskrepanz zwischen dem obrigkeitlichen Anspruch und dem, was die Gerichtsquellen berichten, ist beträchtlich. Die strengen Sperrstunden etwa (21 Uhr), hat man oft umgangen. Der Verfasser begründet diesen Umstand

mit der Unfähigkeit, schlagkräftige Ordnungsorgane aufzubauen. Die Zürcher Nachtwache war hierfür kein geeignetes Instrument. Es herrschte allgemeine Wachtpflicht; ausgenommen waren nur Geistliche, Ratsmitglieder und die Beamten der Stadt. Die Motivation, die Mitbürger zu disziplinieren, war klein, die Nachtwächter sind oft zechend in Zunfthäusern anzutreffen. Auch die Stundenrufer waren eher geeignet, auditive Signale obrigkeitlicher Präsenz auszusenden als die Normen durchzusetzen, zumal ihr soziales Ansehen gering war. In der Frühen Neuzeit lebte man im Rhythmus des Lichttags, die Grenzen akzentuierten Glocken- und Trompetensignale, mit denen sich die Stadttore schlossen. Besonders spannend sind die Fälle, in denen Mitglieder der führenden Familien der Stadt gegen die Normen verstossen – sie zeigen die Geschmeidigkeit der rechtlichen Praxis.

Etwas unvermittelt beginnt der zweite Teil des Buchs, der von 1798 bis 1833 reicht; in diesem Jahr entschied sich der Grosse Rat, die Schanzen zu schleifen. Mit dem Einmarsch der Franzosen verändert sich der Tagesrhythmus. Die Zürcher Nacht wird nie mehr das sein, was sie war. Ausführlich behandelt der Autor die Zäsur der Helvetik und zeigt, wie man während der Restauration nicht mehr zum vorgängigen Zustand zurückkehren kann. Glanzlichter sind die Einführung der Strassenbeleuchtung und die Entwicklung von Ordnungsinstanzen im Rahmen von Kompetenzstreitigkeiten zwischen Stadt und Kanton.

Casanova zitiert ausgiebig, was die Lektüre von *Nacht-Leben* zum Vergnügen macht. Er wählt die Quellen nicht aus, weil sie zufällig in der Nacht spielen, sondern weil sie die Nacht erklären. Eine stupende Quellenkenntnis zeichnet die Dissertation aus. In ihr lässt sich alles zum Thema «Nacht» finden. Wer wissen will, wann und wo in Zürich der erste gusseiserne

Laternenpfosten aufgestellt wurde – hier kann man es lesen. Wer glaubt, solches Wissen sei überflüssig – Christian Casanova vermag in seiner Studie vom Gegenteil zu überzeugen.

Nanina Egli (Zürich)

Sandro Guzzi-Heeb
Donne, uomini, parentela
Casati alpini nell'Europa
preindustriale (1650–1850)

Rosenberg & Sellier, Torino 2007, 372 p., € 30.–

A quoi bon un nouveau livre sur la famille? La question posée par l'auteur lui-même n'a rien de rhétorique vue la richesse historiographique de cette thématique. S. Guzzi-Heeb identifie l'intérêt de son étude avant tout dans l'approche adoptée: aux structures formelles il faut préférer les acteurs concrets, tout comme il vaut mieux privilégier une perspective qui considère la famille dans l'ensemble de la parenté élargie, plutôt qu'un point de vue limité à la famille étroite. La nouveauté de l'approche réside justement dans le propos de mener une histoire complexe de la parenté, en misant sur le concept d'*interdépendance* et en mettant en discussion la catégorie d'*individualisation*. (13) La thèse principale de l'ouvrage, explicitement énoncée dans l'introduction, postule que chaque famille nucléaire existe seulement dans des réseaux plus vastes de collaboration parentale.

L'auteur entend démontrer aussi comment la famille et la parenté demeurent un facteur social fondamental même après la fin de l'Ancien Régime, dans le contexte socioéconomique en grande mutation qui est celui de la première moitié du 19e siècle. En discussion dans ce livre il y a aussi la place des sentiments, le rôle de la femme et la relation individuelle.

Les sources ne permettant pas de reconstruire le cadre général des réseaux parentaux complexes et multiformes, la seule voie praticable est donc l'approche microhistorique. L'auteur choisit de se concentrer sur les vicissitudes des De Rivaz, une famille notable de Saint-Gingolph dans le Bas-Valais, au cours des années 1650–1850. Le village de Saint-Gingolph et la région environnante se trouvent à l'extrémité occidentale du territoire valaisan; ils sont soumis aux Sept Dizains du Haut et ils sont stratégiquement situés à la croisée des Etats valaisan, savoyard et bernois. Au cours de l'analyse le regard est porté aussi sur d'autres familles aristocratiques de la région, ainsi que sur les couches populaires.

La recherche s'articule en quatre parties très imbriquées: *I. L'ascensione dei de Rivaz (1650–1730)*, *II. L'apogeo della dinastia (1730–1815)*, *III. Donne e uomini del Settecento (1720–1798)* et *IV. Un mondo che cambia (1750–1850)*.

Le 20 juin 1914 meurt soudainement Charles de Rivaz, juge au tribunal cantonal du Valais et homme politique très influent. Avec son décès se termine aussi l'épopée d'une des plus remarquables dynasties familiales de la région. Combien cet homme est-il redevable à son appartenance familiale et combien à ses mérites personnels? Voilà l'interrogation de départ. S. Guzzi-Heeb accompagne le lecteur au fil des chapitres avec un très grand souci de clarté et de formalisation (préoccupation évidente aussi dans la fréquence des arbres généalogiques – thématiques et des schémas interprétatifs proposés). Avec une analyse «de terrain» très fine et soignée, l'auteur se propose d'identifier un modèle interprétatif ductile et dynamique tout en évitant de s'enfermer dans des modèles formels souvent abstraits et donc incapables d'inclure les nombreuses variables. Le but déclaré est en effet de saisir les points de vue des protagonistes, les fac-

teurs d'interdépendance, les problèmes et les variables.

Tout en partant de cas très spécifiques, S. Guzzi-Heeb tire des conclusions et propose de nouvelles pistes d'étude à une échelle macro. En effet, le but déclaré n'est pas de définir un modèle représentatif, mais plutôt de repérer les mécanismes de fonctionnement. Particulièrement intéressante est la réflexion sur le concept de *parenté*, déconstruit et recomposé en parenté primaire, stratégique, instrumentale et quotidienne. Selon les exigences, les talents et les possibilités, les différents liens sont activés. En rupture avec l'École de Cambridge et d'autres interprétations récentes, S. Guzzi-Heeb propose un modèle où les stratégies n'ont pas lieu au niveau de la famille étroite, mais dans le cadre d'une parenté élargie.

La lecture historiographique qui voit dès la moitié environ du 18^e siècle une décadence des liens collectifs y est fortement contestée. Il est vrai que l'individu acquiert des marges d'autonomie, mais en même temps force est de constater la croissance des mariages consanguins. Ces constats se reflètent dans la tendance qui voit la logique du lignage patrilinéaire céder le pas à la parenté bilatérale fondée sur l'alliance matrimoniale. Dans les deux logiques, il est bien clair que la parenté garde son rôle fondamental, ce qui change ce sont les formes et les significations. Dans l'étude, l'accent est souvent mis sur les alliances bilatérales, ce qui donne l'occasion à l'auteur de souligner l'importance de considérer la famille au sein d'une parenté plus vaste et, surtout, de réévaluer le rôle de la femme comme enjeu capital dans les stratégies de reproduction du pouvoir. La femme n'est tout de même pas considérée comme un simple objet d'échange! La figure féminine émerge bien sûr par sa fragilité, mais aussi par sa liberté relative au sein des hiérarchies familiales et sociales. Une liberté qui lui vient aussi

de son rapport privilégié avec l'Église, un acteur social capable d'introduire dans la maison un ordre alternatif relativisant les hiérarchies mondaines.

Une autre thématique majeure de l'historiographie sur la famille est remise en discussion: la sphère des sentiments. L'historien tessinois met en évidence le danger d'appliquer des concepts et des paradigmes contemporains aux sociétés anciennes, risque d'autant plus grand quand on s'aventure sur le terrain de l'intime et du psychologique. Encore une fois, l'auteur prend à contretemps le lecteur en voyant dans l'«emozionalizzazione» des rapports non pas un signe du déclin des logiques de la parenté, mais au contraire un ciment du statut social et des liens familiaux, une nouvelle forme de distinction sociale pouvant à son tour soutenir les solidarités parentales.

Dans la partie conclusive S. Guzzi-Heeb élargit la perspective à d'autres couches sociales et au contexte socioéconomique général, tout en soulignant l'importance des spécificités du cas valaisan et la nécessité d'approfondir l'étude d'une série de variables historiques. Par rapport au questionnement initial, la période 1750–1850 est décisive: comme il a été dit, S. Guzzi-Heeb y identifie des tendances contradictoires, mais cela n'empêche pas à la parenté de demeurer un mécanisme régulateur encore au 19^e siècle, en dépit aussi de l'influence des Lumières et du nouveau code amoureux romantique.

Deux considérations en guise de conclusion. La première: un aspect très intéressant soulevé par l'auteur et qui aurait pu être développé davantage est celui du rapport avec la religion et l'Église catholique (notamment en ce qui concerne les liens avec les couvents et les hiérarchies du clergé séculier). La deuxième: en plus de revenir de manière critique sur une série de partis pris concernant le rôle de la famille et de la parenté au 19^e siècle,

l'ouvrage a le mérite de mettre en lumière le caractère intégré et fluide d'une société dans laquelle, tout en étant fondée sur l'appartenance et les liens de dépendance, l'individu garde son unicité et une autonomie relative.

Marco Schnyder (Genève)

Robert Hertz
Das Sakrale, die Sünde und der Tod
Religions-, kultur- und wissens-
soziologische Untersuchungen,
hg. von Stephan Moebius
und Christian Papilloud

UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2007, 284 S.,
 Fr. 34.70

Hofzeremonien, Todesriten, Gesten und Geschichte des Körpers sind vor allem dank der historischen Anthropologie zum Forschungsgegenstand geworden: Dabei entfremden HistorikerInnen Vergangenes vertrauten Deutungen, um das unvertraut Gewordene mit Methoden ethnologischen Fremdverstehens neu zu entziffern. Die deutschen Soziologen Stephan Moebius und Christian Papilloud laden nun in einer Edition dazu ein, in Robert W. Hertz (1881–1915) einen französischen Pionier dieses Blickwechsels kennenzulernen.

Robert Hertz wurde als Sohn eines jüdisch-deutschen Kaufmanns in Saint-Cloud geboren. Nach dem Studium an der Pariser *Ecole Normale Supérieure* in Paris arbeitete er als Schüler des Soziologen Emile Durkheim für die Zeitschrift *Année Sociologique*, als Spezialist für Religionssoziologie und Volkskunde. Von 1908 bis 1912 lehrte Hertz an der *Ecole Pratique des Hautes Etudes* und initiierte 1908 mit anderen die *Groupe d'Etudes Socialiste*. Wie sein Mitarbeiter und Freund Marcel Mauss war Hertz nach der Dreyfus-Affäre von der Wichtigkeit politischer Bildung

und von Sozialreformen überzeugt. Hertz' Gattin Alice wiederum gründete in Paris die ersten Kindergärten. Der Erste Weltkrieg setzte dem Leben von Hertz ein jähes Ende.

Der Band beginnt mit Hertz' 1907 publiziertem *Beitrag zur Untersuchung der kollektiven Repräsentation des Todes*. (65–179) Hertz stellt darin an Begräbnisriten Indonesiens und Beispielen aus Amerika, Afrika und Australien das Konzept der doppelten Bestattung vor. Es bedeutet, dass die definitive Verabschiedung einer verstorbenen Person nach einer ersten Separierung (Aufbahrung, Verwesung der Leiche) in einem zweiten Begräbnis erfolgt – ein Weder-hier-noch-Dort, das für alle gefährlich ist, weil nur ein guter Übergang der toten Seele den Zurückgebliebenen hilft. Sein breit zusammengestelltes Material wird von Hertz zu konzisen Beobachtungen gebündelt (ein Vorgehen, das für ihn typisch ist), die Hertz als Vordenker des Rites-de-Passage-Konzepts ausweisen. Wie die Ethnologen Arnold van Gennep und Victor Turner deutet Hertz Tod, Geburt oder Adoleszenz allgemein als Statuswechsel, der dreiphasig verläuft und durch Riten abgesichert wird (Loslösung, identitätsloses Dazwischen, Reintegration).

Im zweiten Text, *Die Vorherrschaft der rechten Hand. Eine Studie über religiöse Polarität*, (181–217) erschienen 1909, interpretiert Hertz die Vorrangstellung der rechten Körperhälfte erneut im interkulturellen Vergleich. Diese Asymmetrie erklären biologische Gründe nicht ausreichend, die Erklärung, so Hertz, ist vielmehr in «kollektiven Repräsentationen» (187) zu suchen, im Religiösen, in der Absetzung einer höherwertigen sakralen von einer profanen Sphäre: So sitzen beim Jüngsten Gericht die Auserwählten zur Rechten Gottes, mit rechts schwört und isst man, mit links führt man Exorzismen und Reinigungen durch – ein Strukturierungsprinzip, das Auswirkungen auf das

gesamte soziale Leben hat, auf die Stellung der Geschlechter, auf den Körper. Diese Polarisierung gehe aus von der «Anlage des kollektiven Bewusstseins», (210) vom «sozialen Denken», welches das Verhalten vor jeder «individuellen Erfahrung» prägt. (212) Solche Formulierungen verweisen auf eine Mentalitätstheorie, wie sie die französische Historiografie in der *Annales*-Schule weiter ausformulieren sollte.

Abschliessend folgt Hertz' unbeendete Doktorarbeit, die Marcel Mauss 1922 posthum veröffentlichte. «Sünde und Sühne in primitiven Gesellschaften» (219–278) zeigt, wie die christliche Heilslehre um das Konzept Sünde und Sühne kreist. Die psychologische Erklärung allein (Eltern-Kind-Beziehung) könne dabei nicht erklären, wie ein «Akteur, der, sobald er auf der Bühne erscheint, die Rolle, die er spielen muss, bereits perfekt kennt. Mühelos entdeckt er, was Sünde und Sühne ist». (231) Übertretung (göttlicher) Gebote und Wiedergutmachung kennen freilich auch «primitive» Gesellschaften, in Form etwa des Tabus oder der Ehre. Deshalb formuliert Hertz die Sünde neu als «Überschreitung», die ein «Gesetz» (259) verletzt – und eröffnet so luzide die christliche Anthropologie der Ethnografie.

Hertz geht es eigentlich immer darum, die Wirkung, die Gesellschaft oder Kultur auf das Individuum ausüben, in der Übertretung, im Ausnahmezustand zu beschreiben: Der Tod verlangt eine Neubestimmung der Werte, das verletzte Gesetz will Sühne. Es ist dieser Prozess gesellschaftlicher (Neu-)Strukturierung, der Hertz interessiert, wie Moebius/Papiloud in ihrer genauen Einleitung (15–64) zeigen. Instruktiv wäre gewesen, wenn die Herausgeber einige wichtige Begriffe von Hertz – «représentations», «conscience collective» – diskutiert hätten, statt deren Bedeutung in der Edition nur im mit abgedruckten französischen Wortlaut zu markieren. Verwirrlich ist zudem die Über-

frachtung der eckigen Klammern: zum Teil markieren sie Zusätze der Herausgeber, zum Teil Ergänzungen von Marcel Mauss oder von Hertz. Mehr Transparenz wäre hier wünschenswert gewesen, wie auch ein grösseres Schriftbild der Fussnoten und die Erläuterung einiger Fachbegriffe («Phratie»). (135) Das ändert nichts an dem grossen Verdienst, den sich Moebius/Papilloud mit ihrer Präsentation der zum Teil erstmals ins Deutsche übersetzten Texte von Hertz und dessen Werkverzeichnis erworben haben. Denn Hertz' wissenschaftsgeschichtlicher Einfluss wird in den Einleitungen von Robert Parkin (9–14) und insbesondere von Moebius/Papilloud noch einmal deutlich: Sein Schaffen beeinflusste die Sakralsoziologie des *Collège de Sociologie* (Georges Bataille, Michel Leiris und Roger Caillois); Hertz' Parallelisierung von Tauf-, Buss- und Bestattungsriten wurde durch die Anthropologie aufgegriffen; Marcel Mauss entwickelte in seinen «Techniken des Körpers» Hertz' Umdeutung des Körpers zu einem *fait social* weiter; und in den «binären Logiken» (55) von Hertz' Aufsatz über das Rechte und Linke wird ein Vorläufer des Strukturalismus erkannt, ja Hertz' Faszination für das Ausserordentliche als Gradmesser des Sozialen rücken ihn in die Nähe poststrukturalistischer Fragestellungen. Solche Impulse können HistorikerInnen gewinnbringend aufgreifen und zugleich an der Person Hertz erfahren, wie Engagement unter Freunden Wissen schafft – und wie unwiederbringlich Kriegsgewalt auch diese *communitas* zerstört.

Dominik Sieber (Zürich)

**Elisabeth Joris, Katrin Rieder,
Béatrice Ziegler (Hg.)
Tiefenbohrungen
Frauen und Männer
auf den grossen Tunnelbaustellen
der Schweiz 1870–2005**

Hier + jetzt, Baden 2006, 291 S., mit CD-ROM, Fr. 68.–

Die Geschichte des Tunnelbaus ist männlich. Sie ist eine Heldengeschichte, die von visionären Bauunternehmern und Ingenieuren, grossen Politikern und mutigen Mineuren erzählt. Frauen kommen in den Publikationen zum Tunnelbau praktisch nicht vor. Mit einer Ausnahme: der Heiligen Barbara. Sie ist die Schutzpatronin der Tunnelarbeiter, generell des Bergbaus und der Bergleute, und ihre Statue befindet sich vor jedem Tunnelleingang. Ansonsten aber werden Frauen im Berg nicht geduldet und bis heute hält sich der Aberglaube, eine Frau im Tunnel bringe Unglück. Doch wie die verschiedenen Beiträge im vorliegenden Buch *Tiefenbohrungen* belegen, waren Frauen immer schon in den Tunnelbau involviert. Die Publikation revidiert damit die tradierten (Helden-)Geschichten: sie macht die vielfältigen Beziehungen und Tätigkeiten von Frauen und Männern in den Tunneldörfern sichtbar und eröffnet eine Geschlechterperspektive auf die Tunnelbaustellen von gestern und heute.

Tiefenbohrungen entstand im Kontext der Kulturprogramme *Gallerie 57/34.6 km*, die von der Schweizerischen Kulturstiftung Pro Helvetia in den Jahren 2001–2007 zu den Tunnelbaustellen am Gotthard und am Lötschberg realisiert wurden. In diesem Rahmen initiierte die Historikerin Katrin Rieder das Internetprojekt *T.room* mit einem Team aus drei Fachfrauen, die je einen der Projektteile – Soziokultur, Netzkunst, Wissenschaftliche Forschung – entwickelten und umsetzten. Für den wissenschaftlichen Teil des Projekts war die Historikerin Elisabeth Joris verantwortlich. Zusammen

mit der Historikerin Béatrice Ziegler und der Geografin Bettina Büchler führte sie ein interdisziplinäres Forschungsseminar mit den Schwerpunkten Gender Studies, Geschichte, Arbeits- und Migrationsforschung und Sozialgeografie durch. In diesem Rahmen erarbeiteten Studierende der Universitäten Zürich, Bern und Freiburg verschiedene Themen, die im vorliegenden Buch ergänzt durch Aufsätze von erfahrenen Wissenschaftlerinnen veröffentlicht wurden.

Um den «Tunneldörfern» in Airolo, Göschenen, Kandersteg, Goppenstein und Naters im 19. und frühen 20. Jahrhundert auf die Spur zu kommen, haben die Autorinnen und Autoren in den lokalen und kantonalen Archiven unterschiedliche Quellengattungen gesucht und ausgewertet, Interviews geführt und Zeitungsberichte analysiert und damit ein facettenreiches Bild dieser ehemaligen Tunneldörfer gezeichnet.

Mit dem Tunnelbau seit den 1870er-Jahren zogen viele ausländische, vor allem italienische Arbeitskräfte, in die bislang eher beschaulichen Bergdörfer an den Tunnelportalen im Norden und Süden der Schweiz. In der Folge explodierte die Bevölkerungszahl der kleinen Gemeinde Göschenen. Vor dem Tunnelbau zählte das Dorf 300 Einwohnerinnen und Einwohner. Innerhalb weniger Jahre stieg deren Zahl auf 3500. Durch die vielen neu zugezogenen MigrantInnen veränderten sich die sozialen und wirtschaftlichen Strukturen in den Dörfern. Innerhalb weniger Monate entstanden improvisierte Barackensiedlungen, die zur selben Zeit in Nordamerika *Little Italy* genannt worden wären. Die Bewohnerinnen und Bewohner bildeten eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft, die jedoch nur Halt auf Zeit machte. Das Leben in den Barackendörfern war von harter Arbeit, schlechter Entlohnung, Geburt und Tod, dem Traum vom sozialen Aufstieg, von Sparsamkeit und miserablen Wohn-

verhältnissen geprägt. Mit dem Zuzug der Fremden, deren Lebensweise sich stark von den Gewohnheiten der einheimischen Bevölkerung unterschied, entstanden in den Tunneldörfern neue Reibereien und Streitigkeiten. Die Konfliktpotenziale zeigten sich im Bereich der wirtschaftlichen Konkurrenz, bei Ordnungsvorstellungen, Geschlechterrollen, Begräbnissen oder religiösen Fragen. Wie praktisch alle Beiträge in *Tiefenbohrungen* deutlich machen, blieben sich die Einheimischen und die Zugezogenen in den Tunneldörfern fremd. Die Voraussetzungen für eine Vermischung von ausländischer und einheimischer Bevölkerung waren schwierig. Dies zeigen auch die Untersuchungen des «Heiratsmarktes» in Airolo und Göschenen in den 1870er- und 80er-Jahren. Binationale Ehen kamen kaum vor, und südlich wie nördlich des Gotthardtunnels blieb man bevorzugt unter sich. Doch vom Tunnelbau wirtschaftlich profitiert haben Einheimische wie Zugezogene. In den verschiedenen Aufsätzen wird das breite Spektrum an weiblicher und männlicher Erwerbstätigkeit in den Dörfern sichtbar gemacht. Während die Männer vorwiegend «im Tunnel» arbeiten, sind die Frauen «ausserhalb des Tunnels» tätig. Als Dienstmädchen, Kellnerinnen, Wirtinnen, Köchinnen, Krankenschwestern, Wäscherinnen, selbstständige Gewerbetreibende, Händlerinnen oder Lehrerinnen. Ohne diese Frauenarbeit hätte kein einziger Tunnel gebaut werden können.

Auf den heutigen NEAT-Baustellen sind ebenfalls Frauen beschäftigt, darunter auch einige wenige Ingenieurinnen. Die Mehrheit ist jedoch in spezifisch weiblichen Bereichen tätig, so zum Beispiel in der Administration und vor allem im reproduktiven Bereich als Kantinenchefin, Kellnerin, Sanitäterin oder Putzfrau. Heute leben allerdings bedeutend weniger Frauen auf den Tunnelbaustellen. Dies ist ein Resultat der eidgenössischen

Ausländergesetzgebung seit dem Ersten Weltkrieg. Als Folge der eingeschränkten Möglichkeiten zur Niederlassung und zum Familiennachzug entwickelten sich die Barackendörfer der Tunnelbaustellen zu einer fast ausschliesslich von Männern dominierten Welt, zu der Frauen kaum Zugang hatten. Daran hat sich in den letzten Jahren trotz der Abschaffung des Saisonierstatuts und Lockerungen im Bereich des Familiennachzugs wenig geändert.

Die Publikation von Joris, Rieder und Ziegler eröffnet vielfältige Einblicke in die Geschichte des Tunnelbaus, sie erschliesst mithilfe der Kategorie «Geschlecht» neue Themenfelder und leistet so einen ersten Beitrag in Richtung einer Gesellschaftsgeschichte der Grossbaustellen in der Schweiz.

Verena Rothenbühler (Winterthur)

Béatrice Ziegler
Arbeit – Körper – Öffentlichkeit
Berner und Bieler Frauen zwischen
Diskurs und Alltag (1919–1945)

Chronos, Zürich 2007, 512 S., Fr. 68.–

Im Mittelpunkt von Béatrice Zieglers Abhandlung (Habilitationsschrift 1999, Universität Zürich) steht die Lebenssituation der Berner und Bieler Frauen der unteren Gesellschaftsschichten in der Zwischenkriegszeit und während des Zweiten Weltkriegs, das heisst in einer krisenhaften Zeit. Zu den Angehörigen der unteren Schichten rechnet die Autorin jene Frauen, die aus existenziellen Gründen gezwungen waren, nebst der unentgeltlichen Haus- und Familienarbeit bezahlte Arbeitsleistungen zu erbringen. Im ersten Teil widmet Ziegler sich der in aller Regel harten Erwerbs- und Hausarbeit, die den Alltag dieser Frauen prägte. Der zweite Teil befasst sich mit dem weiblichen Körper als Gegenstand gesellschaftlicher Diskurse. Im Fokus

stehen Schwangerschaft, Abtreibung, Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Der dritte Teil schliesslich rückt die Frage nach den Frauen als Objekten des öffentlichen Diskurses und ihrem Auftreten in der Öffentlichkeit in den Vordergrund. Über allen drei Themenbereichen steht die übergreifende Frage, ob die Wirtschaftskrisen der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs die Lebensbedingungen der Unterschichtfrauen in der Schweiz grundlegend veränderten und ob sich daraus neue, besondere Bedingungen weiblicher Existenz ergaben. Béatrice Ziegler schöpft aus einem vielfältigen Fundus von Verwaltungs- und Wirtschaftsquellen, Gerichtsakten, Statistiken und Aktenmaterial der Gesundheits- und Sozialbehörden, den sie methodisch mit einer Verknüpfung von sozialgeschichtlichem Vorgehen und Diskursanalyse erschliesst. Im Vordergrund steht dabei die Kategorie «Geschlecht», welche die materielle und soziale Existenz von Frauen und Männern in besonderem Mass prägt. Dies vermag die Autorin mit ihrer Darstellung eindrücklich zu erhärten.

Von den drei Themen Arbeit, Körper und Öffentlichkeit nehmen die beiden ersten den breitesten Raum ein. Die Arbeit – ob sogenannt ökonomisch relevante Erwerbsarbeit oder unbezahlte Hausarbeit – prägte den Alltag der Frauen. Arbeitsfreie Zeit gab es spärlich, der Spielraum dafür war aus finanziellen, aber auch aus moralischen Gründen gering. Auf Arbeit suchende junge Frauen übten die Städte auch in der Zwischenkriegszeit eine starke Sogwirkung aus, wie Ziegler am Beispiel von Bern und Biel zeigt. Die beiden Städte unterschieden sich wirtschaftlich und von ihrer Sozialstruktur her stark: die Verwaltungsstadt Bern, die gleichzeitig auch wirtschaftliches und politisches Zentrum war, stand der Uhrenmetropole am Jurasüdfuss gegenüber. In beiden Städten herrschte ein stark nach dem Geschlecht segregierter Arbeitsmarkt, und zwar sowohl innerhalb

der Branchen als auch der Betriebe. Für die Frauen gab es nur wenige Arbeitsfelder, im Allgemeinen waren es die traditionellen weiblichen Aufgabenkreise. Die Dienstbotentätigkeit war in Bern selbst in der Zwischenkriegszeit noch immer ein wichtiger Broterwerb. Besonders beim häuslichen Dienen war der Abhängigkeitsgrad der Frauen von ihrem Arbeitgeber hoch. Auch der Handel und die Verwaltung verzeichneten einen hohen Frauenanteil, allerdings primär auf der Stufe «Bürofräulein». In der industriellen Produktion war es praktisch ausschliesslich die ungelernete oder angelernte und dementsprechend schlecht entlohnte Arbeit, die von den Frauen ausgeübt wurde. In Bern stellte im untersuchten Zeitraum die boomende Textilindustrie, in Biel die Uhrenindustrie die wichtigste Branche für die weibliche Erwerbstätigkeit dar. Bezüglich der gesellschaftlichen Wertschätzung war die Frauenarbeit zwischen 1919 und 1945 durch eine relative Abwertung gekennzeichnet. Der Anteil erwerbstätiger Frauen nahm in der Zwischenkriegszeit und während des Kriegs ab, besonders unter den Verheirateten. Das «Doppelverdienerum» wurde bereits nach dem Ersten Weltkrieg zum Thema, entwickelte sich aber in den 1930er-Jahren zu einer eigentlichen öffentlichen Debatte. Auch war die weibliche Erwerbstätigkeit sozial noch wesentlich weniger abgesichert als die Männerarbeit. Ziegler kommt ausserdem zum Schluss, dass die Kriegswirtschaft im untersuchten Kanton Bern nicht den katalysierenden Einfluss auf die weibliche Erwerbstätigkeit hatte, wie bisher öfter verbreitet. Die landläufige Behauptung, während des Kriegs hätten die Frauen die Männer in den Fabriken ersetzt, sei unhaltbar.

Der zweite Teil von Zieglers Habilitationsschrift, der auf die Körperpolitik fokussiert, ist ein Beispiel der Anwendung von Foucaults Theorie über die Historizität und die diskursive Konstruktion der

Körperlichkeit. Ziegler erfüllt damit ein Forschungsdesiderat in einem Themenbereich, der seit den 1980er-Jahren in den Vordergrund gerückt ist. Damals setzte sich im Zuge von Foucaults Konzept der diskursiven Konstruktion des Subjekts die Erkenntnis durch, dass der Körper nicht unabhängig existiere, sondern eingebettet in ein Netz kultureller Codes und insofern eine wandelbare Konstruktion in der historischen Entwicklung darstelle. Es ist Zieglers Verdienst, sich als eine der ersten Forscherinnen mit einer breit angelegten Studie an zwei Schauplätzen der Schweiz mit dem Frauenkörper als Gegenstand gesellschaftlicher Diskurse befasst zu haben. Auch in den Diskursen über Körperpolitik stand die Frage nach der Gültigkeit der herkömmlichen Geschlechterordnung im Vordergrund: neue Legitimationen für die alte Geschlechterrollen-Hierarchie waren gefragt. Auch in der untersuchten Zeitperiode bestand noch immer ein breiter Konsens darin, dass das Kinderkriegen eine gesellschaftliche Grundaufgabe jeder Frau darstellte. So blieb denn auch der Abtreibungsdiskurs in der Zwischenkriegszeit weiterhin lebendig. Nebst der von Ziegler ebenfalls dargestellten Problematik, die verheiratete Frau zur Mutterschaft verpflichten zu wollen, macht gerade der Abortdiskurs deutlich, dass den Frauen die Selbstbestimmung über ihren Körper bis auf weiteres nicht zugestanden wurde. Vielmehr lässt sich anhand der Körperpolitik nachweisen, dass die herkömmliche Geschlechterordnung weiterhin aufrecht erhalten blieb. Es waren die allgemein gültigen Gesellschaftsnormen, die das Verhalten gegenüber dem anderen Geschlecht, aber auch dem eigenen Körper gegenüber bestimmten. So reduzierte sich das Recht auf Selbstbestimmung auf das normierte Bild von Weiblichkeit und Mutterschaft. Dies führte dazu, dass die Frauen nebst ihrer Erwerbsarbeit oftmals alleine für die Betreuung und Erziehung

des Nachwuchses zuständig waren. Ausserheliche Geburten hatten auch im untersuchten Zeitraum in aller Regel die soziale Diskriminierung der Mütter zur Folge.

Was den dritten Themenbereich anbelangt, das Agieren in der Öffentlichkeit, zeichnet Ziegler die Realität eines anhaltend von Männern dominierten Handlungsraums nach. Die Frauen verfügten nur über wenig Eigenbestimmung; im untersuchten Zeitraum verstärkte sich die geschlechterdifferente gesellschaftliche Integration. Immerhin kam es mancherorts zu gewerkschaftlicher Organisation der Frauen im Rahmen ihrer Erwerbsarbeit, wo sie ihre Interessen vertraten. Es gelang den Frauen in der untersuchten Zeitperiode jedoch nicht oder nur in Ansätzen, sich politisch zu etablieren. Die Politik erschloss sich ihnen nur auf jenen Gebieten, auf denen die Männer sich aufgrund der ihnen zugeschriebenen Geschlechtscharaktere besondere Eignung erhofften. So erhielten die Frauen auch im Kanton Bern beispielsweise Einsitz in den Kirchen- und Schulkommissionen. Die herkömmliche Geschlechterordnung wurde also auch während der Zwischenkriegs- und der Kriegszeit nicht grundlegend verändert, sie passte sich lediglich an die moderneren Legitimationen an. Es kam zwar verschiedentlich die Forderung nach der Gleichstellung der Frauen auf, da die neu auftretenden gesellschaftlichen Anforderungen nach einer eigenständigeren Stellung der Frauen in der Gesellschaft sowie nach ihrem direkteren Bezug zum Staat verlangten. Gleichzeitig stellte man aber «die natürliche Bestimmung der Frau» nicht infrage. Ziegler ist daher nicht erstaunt, dass die Annahme des Frauenstimmrechts in der Schweiz im Vergleich zu anderen Staaten Europas relativ spät erfolgte; sie wundert sich vielmehr, dass es überhaupt zur Annahme dieser Initiative kam.

Die thematisch breit angelegte Abhandlung bildet einen wichtigen Markstein

in einem für die Schweiz noch arg lückenhaften Forschungsbereich. Sie bietet eine Fülle von (auch lokalgeschichtlich) spannenden Ergebnissen. Wünschbar gewesen wären allerdings eine etwas klarere Strukturierung des mit 17 Seiten eher langatmigen Schlussworts sowie ein Namensverzeichnis, damit sich der Leserschaft die vielen Namen von Personen mit teilweise gesamtschweizerischer Bedeutung auf einen raschen Blick erschliessen.

Karin Huser (Zürich)

Roman Rossfeld
Schweizer Schokolade
Industrielle Produktion und
kulturelle Konstruktion
eines nationalen Symbols 1860–1920

Hier + Jetzt, Baden 2007, 537 S., 85 Abb., Fr. 78.–

Wie konnte Schokolade um die vorletzte Jahrhundertwende «zu einem Symbol für die Schweiz und einem bedeutenden Faktor der nationalen Identität» (13) werden? Dieser Frage geht Roman Rossfeld in seiner Dissertation auf den Grund. Der umfangreiche, reich illustrierte (teils farbig) und mit einem ausführlichen statistischen Anhang versehene Band versteht sich nicht nur als ein Beitrag zur Schweizer Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte, sondern auch zur «Konstruktion nationaler Identität (und Alterität) um 1900». (11) Die Eckdaten ergeben sich aus dem Aufschwung der Schokoladeindustrie nach 1860 und den strukturellen Umwälzungen der Branche nach dem Ersten Weltkrieg. Das Buch beruht weitgehend auf Quellen der Firma Suchard (im *Musée d'art et d'histoire* in Neuenburg), dem grössten Archiv der Branche, insbesondere auch mit einer umfangreichen Sammlung an historischem Werbematerial.

In der Einleitung werden zunächst die verschiedenen Herangehensweisen an das

Thema beschrieben. Zum einen soll die Arbeit eine «Ernährungsgeschichte als Kulturgeschichte» (18) sein: Konsum ist nicht nur ein notwendige, physiologisch erklärbare Nahrungsaufnahme, sondern bedeutet auch soziale Abgrenzung, Verinnerlichung eines «Image» (des Nahrungsmittels) oder gar Aufbau einer (von der Werbung vorgegebenen) Identität, hier speziell einer nationalen Identität («Schweizer Schokolade»). Zum anderen will der Autor «Unternehmensgeschichte als Marketinggeschichte» (22) schreiben. Dieser innovative Ansatz erlaubt es ihm, den Fokus nicht (nur) auf die Produktions-, sondern auch auf die Absatzseite eines Unternehmens zu legen. Wie das Marketing selbst, so hinkt auch die Forschung zur Marketinggeschichte im deutschsprachigen Raum der internationalen Entwicklung hinterher. Umfangreiche Arbeiten zu einzelnen Unternehmen fehlen fast vollständig – das vorliegende Buch soll die Lücke für diese Branche auffüllen. Es gelingt dem Autor in diesem Abschnitt, einen kurzen, aber dennoch anschaulichen Überblick über die wichtigsten Arbeiten und Ansätze der Marketingtheorie wie der Marketinggeschichte zu geben.

Die Materialfülle der beiden Hauptteile kann hier nur angedeutet werden. Der erste Teil («Vom Handwerk zur Industrie») erzählt die Geschichte der Schokoladenproduktion in Gegensatzpaaren: vom manuellen Handwerk zur mechanischen Herstellung, von der Trink- zur Essschokolade, vom Genuss- zum Nahrungsmittel. Drei Faktoren gelten als Grund für den Aufschwung der Schweizer Schokolade: die Erfindung der Milkschokolade nach 1875, die Erfindung der Conchiermaschine (Rührwerk, das die Schmelzschokolade ermöglichte) und die hohe Qualität der Schokolade. Rossfeld streut immer wieder Exkurse ein, die man auf den ersten Blick nicht hier erwarten würde. Beispielhaft seien die Anmerkungen zur Milchwirt-

schaft im vierten Kapitel erwähnt. Wie Milchwirtschaft mit Industrialisierung und Urbanisierung zusammenhängt, hat auf den ersten Blick mit der Geschichte der Schokoladeindustrie wenig zu tun, ebenso die Tatsache, dass Milch (und Käse) erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Nahrungsmittel für breite Bevölkerungsschichten ausserhalb der alpinen Zonen wurden. In diesem Zusammenhang wird auch die Geschichte von Kondensmilch und Milchpulver und die damals verbreiteten Praktiken wie die Milchverfälschung dargestellt – das Thema «Milch» fliesst sozusagen als Nebenerzählung ein in die Entwicklung der Milkschokolade und deren Akzeptanz beim Publikum. Die Erhöhung des Milchanteils und die Reduzierung des teuren Kakao- und Zuckeranteils verbilligte die Produktion (und verbesserte gleichzeitig die Qualität). Mit der Milch führte die Schokoladeindustrie einen Rohstoff ein, der sich optimal als «natürlich», «gesund» und «schweizerisch» vermarkten liess.

Im zweiten Teil behandelt der Autor die «Die Entwicklung des Marketings seit den 1860er Jahren». Auch hier wieder eine Fülle von Material, das klug und verständlich vorgestellt wird. Zuerst wird die Entwicklung der Firma Suchard S. A. (und ihrer Vorgänger) behandelt – also die eigentliche Firmengeschichte. Ein weiteres Kapitel zeigt, wie die Firma ab 1870 neue Zielmärkte für die Schokolade erschliessen konnte: Die Soldaten und die Arbeiter. Die Entwicklung von Markenartikeln, die vertikale Marktdurchdringung, der Aufbau von Werbeabteilungen und einer Absatzorganisation sind weitere ausführlich geschilderte Punkte. Interessant ist, dass es den Schweizer Schokoladenproduzenten gelang, gleichzeitig Massenproduktion und höhere Qualität durchzusetzen. Der Übergang von der Produktions- zur Marketingorientierung hatte zur Folge, dass die Fabrikanten den Zwischenhandel

zurückdrängten und selbst die Distribution übernahmen. Es war nun das einheitliche beworbene Produkt oder besser: die Marke, die im ganzen Verkaufsgebiet die Qualität garantierte (und nicht mehr der Handlungsreisende).

Das letzte Kapitel (mit farbigen Abbildungen alter Reklameplakate) zeigt anschaulich den Wandel des «Image», das die Schokoladenmarken transportieren sollten. Waren ursprünglich Fabrikansichten oder die exotische Herkunft des Kakaos (Plantagen mit schwarzen Arbeitern) Sujet der Plakate, so traten später die Konsumenten in den Vordergrund: Schokolade als Nahrungsmittel für Hausfrauen (und für die von ihnen betreuten Kinder). Mit der Milkschokolade kam das Sujet «Milch» und die dazugehörigen Assoziationen auf: «Alpen», «Natur», «ländliche Welt». Aus einem exotischen und aristokratischen Luxusprodukt wurde ein gesundes Naturprodukt aus den Alpen für breite Bevölkerungsschichten – die junge Industrie hatte es geschafft, zumindest symbolisch auf eine weit zurückreichende Tradition zu verweisen.

Im Schlusswort ist der Autor ehrlich genug, zuzugeben, dass in dem von ihm untersuchten Zeitraum die von der modernen Marketingtheorie geforderte Marketingstrategie (Marketingmix der vier «P»: *product, price, promotion, place*) nur in Teilbereichen sichtbar sei. In der Fachliteratur wird der eigentliche Marketingschub im deutschen Sprachraum erst auf die 1960er- und 70er-Jahre angesetzt – insofern handelt es sich in der hier besprochenen Periode um Marketing *avant la lettre*. Rossfeld hat kürzlich (Tagung *Marketingwissenschaft und Unternehmensstrategien*, 2008, Besprechung in *H-Soz-u-Kult*) darauf hingewiesen; und auch in einem neuen Sammelband für Marketinggeschichte spricht er davon, dass die Marketinggeschichte nicht linear, sondern je nach Branche in Schüben verläuft

(Hartmut Berghoff, *Marketinggeschichte*, Frankfurt a. M. 2007, Besprechung in *H-Soz-u-Kult*). Dies ist meine einzige kleine Kritik an Rossfelds Buch: Der fehlende Vergleich mit anderen Industrien – als Leser weiss man nicht, ob die beschriebenen Phänomene nun «schokoladentypisch» sind oder ob sie idealtypisch für die allgemeine Industriegeschichte stehen. Gerne hätte man mehr erfahren, wie die Entwicklung in anderen wichtigen Schweizer Branchen verlief (Textil, Uhren, Maschinen, Chemie) – aber das ergäbe mindestens ein weiteres Buch.

Abgesehen von dieser kleinen Kritik (die eher als Anregung für weitere Forschung zu verstehen ist) kann man Rossfelds Buch nur loben – von der Anlage her eine klassisch-wirtschaftsgeschichtliche Arbeit, allerdings mit einer anregenden Ausweitung des Schwerpunkts auf die Marketinggeschichte und mit Exkursen in die Ernährungsgeschichte. Der Autor verfällt glücklicherweise nicht in einen kommunikationstheoretischen oder diskursanalytischen Jargon (was ja bei dieser Thematik möglich gewesen wäre), sondern erfasst in gut strukturierter und verständlicher Form einen wichtigen Aspekt der schweizerischen Wirtschaftsgeschichte – das Buch ist trotz seiner Materialfülle (in doppeltem Sinn) genussvoll zu lesen.

Martin Meier (Bern)

Peter Kaiser, Bruno Meier (Hg.)
100 Jahre Usego
Eine Spurensuche

hier + jetzt, Baden 2007, 188 S., Fr. 38.–

Mit den Arbeiten von Uwe Spiekermann zu Deutschland oder Katja Girschik, Albrecht Ritschl und Thomas Welskopp zur Schweiz (beziehungsweise der Geschichte der Migros) wurden der Gross- und Detailhandel in den letzten Jahren vermehrt zu

einem Gegenstand der Forschung. Wenig bekannt war bisher hingegen über die neben den Grossverteilern Migros und Coop lange Jahre dritte Kraft im Schweizer Detailhandel, die 1907 zunächst in Luzern gegründete und später in Olten ansässige «Union Schweizerische Einkaufsgesellschaft Olten» (kurz: Usego). Der zu einer Ausstellung im Historischen Museum Olten von Peter Kaiser und Bruno Meier herausgegebene, mit zahlreichen Abbildungen illustrierte Sammelband ermöglicht nun einen ersten Überblick zum Aufstieg und dem seit Mitte der 1960er-Jahre trotz mehreren Reorganisationen einsetzenden Niedergang der Usego. Der Band basiert im Wesentlichen auf Dokumenten aus dem Schweizerischen Wirtschaftsarchiv in Basel, in dem nach der Auflösung des Unternehmens im Jahr 2005 wichtige Teile des Firmenarchivs untergebracht und damit auch für die weitere Forschung gesichert werden konnten.

Ursprünglich als Selbsthilfeorganisation der unabhängigen Detaillisten und Gegenkraft gegen die um 1900 stärker werdenden Konsumgenossenschaften, Warenhäuser und Filialgeschäfte beziehungsweise den seit 1890 bestehenden Verband Schweizerischer Konsumvereine VSK (seit 1970: Coop) gegründet, zielte die Usego auf den gemeinsamen, billigeren Einkauf verschiedener Waren und eine Verbesserung der Konkurrenzfähigkeit der Detaillisten. Die Zahl der belieferten Händler stieg in den ersten Jahrzehnten kontinuierlich an und erhöhte sich von rund 100 (1910) auf mehr als 2500 (1920) und 4500 (1950). Für den billigeren Bezug von Waren kam es – wie beim VSK – immer wieder zu harten Auseinandersetzungen mit den Lieferanten. Bereits 1915 war eine erste Eigenmarke, die «Union»-Schokolade, produziert worden; 1921 nahm man den Betrieb einer eigenen Kaffeerösterei auf; 1931 kam eine Gewürzmühle dazu. Für die rationellere Belieferung der Detaillisten war 1923 ein

erstes, repräsentatives Lagerhaus in Olten errichtet worden, dem 1925 ein weiteres in Lausanne und 1937 eines in Winterthur folgten. Die Wirtschaftswunderjahre führten dann rasch zu einer weiteren Differenzierung und Dezentralisierung der Logistik und der Gründung weiterer Lagerhäuser beziehungsweise möglichst selbstständiger Zweigniederlassungen. Im Gegensatz zu den Konsumgenossenschaften und Warenhäusern war der Aufstieg der Usego mit der Propagierung einer Mittelstandsideologie verbunden, welche die kleinen und mittleren Selbstständigen als Rückgrat der schweizerischen Volkswirtschaft und «Brücke zwischen der kleinen, industriellen Oberschicht und der Masse der unselbstständig Erwerbenden» (59) inszenierte. Als wichtigster Sieg auf dem politischen Parkett ist sicher die Durchsetzung des 1933 eingeführten und bis 1945 mehrfach verlängerten Warenhausverbots zu nennen, das dem traditionellen Detailhandel in der Zwischenkriegszeit zwar eine Verschnaufpause gewährte, den langfristigen Strukturwandel aber nicht aufhalten konnte.

Durch die fortschreitende Motorisierung, den Aufstieg von Einkaufszentren mit einem umfassenden Warenangebot, den Wegfall der Preisbindung der zweiten Hand und die Durchsetzung der Selbstbedienung lösten sich seit den 1960er-Jahren immer mehr Kunden vom traditionellen Detailhandel. Mitte der 1960er-Jahre schrieb die Usego zum ersten Mal rote Zahlen, und 1969 folgte eine erste Sanierung des Unternehmens mithilfe der Banken. 1971 kaufte man die Waro AG, um in der wichtiger werdenden Sparte der Supermärkte Fuss zu fassen, während die Verkaufsläden nun mit einem neuen, dreistufigen Konzept – vom reinen Warenbezug, über die Teilnahme an Verkaufsmassnahmen bis zu einheitlichen, vollständig ausgestatteten Läden – reorganisiert wurden. Seit den 1970er-Jahren ging die Zahl der belieferten Detaillisten dann zurück, und nach dem Verkauf der Waro

AG an Karl Schveri 1993 sowie zwei Zusammenschlüssen mit der Hofer & Curti AG 1993 und der Bon appétit Holding 1999 folgte 2003 schliesslich der Verkauf an die deutsche Rewe AG, den drittgrössten Lebensmittelhändler Europas. Mit dem Rückzug von Rewe aus dem Schweizer Detailhandel und dem Verkauf der Läden und Logistikzentren an verschiedene in- und ausländische Konkurrenten endete 2005 trotz fortschreitender Konzentration und steter Reorganisations- und Rationalisierungsmassnahmen die fast 100-jährige Geschichte der Usego.

Insgesamt ermöglicht der von Peter Kaiser und Bruno Meier herausgegebene Band nicht nur einen guten Überblick über den kontinuierlichen Strukturwandel und die fortschreitenden Rationalisierungsmassnahmen, sondern auch den Aufstieg und Niedergang der «dritten Kraft» im Schweizer Detailhandel. Wichtige Faktoren für das Scheitern der Usego dürften neben den relativ kleinen Läden mit einem nur beschränkten Kundenstamm der auf einer langen Tradition basierende, ausgeprägte «Mitglieder-Individualismus» (140) und das damit verbundene, zumindest teilweise uneinheitliche Auftreten gewesen sein. So eindrucksvoll die Veränderungen in der Logistik am Beispiel der Usego beschrieben werden, so interessant wäre – aus einer vergleichenden Perspektive – allerdings auch die Frage gewesen, weshalb der nur einige Jahre früher ebenfalls als Selbsthilfeorganisation gegründete Verband Schweizerischer Konsumvereine (seit 1970: Coop) und die deutlich später, erst 1925 entstandene Migros diesen Strukturwandel – trotz zahlreicher Anfeindungen durch den traditionellen Detailhandel – erfolgreich meisterten und heute nach wie vor die wichtigsten Kräfte im Schweizer Detailhandel darstellen.

Roman Rossfeld (Zürich)

Aude Joseph
Neuchâtel
Un canton en images
Filmographie, tome I (1900–1950)

Ed. Gilles Attinger, Hauterive 2008, 319 p., Fr. 46.–

Richement illustré, ce premier tome d'une filmographie neuchâteloise offre un panorama foisonnant de films mais aussi de registres du septième art en terres helvétiques. Près de 200 œuvres en tous genres sont répertoriées dans ce qui se présente moins comme une encyclopédie ou même une histoire que comme une «filmographie», regroupant l'ensemble des films connus liés au canton de Neuchâtel et réalisés dans la première moitié du 20e siècle, qu'ils soient conservés ou non. Il s'agit là de la première spécificité de ce projet, fruit d'un travail aussi rigoureux que patient du DAV (Département audiovisuel de la Bibliothèque de la Ville de La Chaux-de-Fonds, fondé en 1981), dont l'historien du cinéma Roland Cosandey salue dans son introduction la «démarche pionnière». (11) Une telle entreprise n'allait et ne va pourtant pas de soi: la sauvegarde de ces supports faussement évidents que sont les documents audiovisuels est encore fréquemment questionnée par ceux qui estiment que l'écrit doit rester «maître des lieux» dans l'archive.

Pour locale qu'elle soit, une telle entreprise ne peut se faire sans des forces multiples. Le Comité de rédaction réunit des personnalités de La Chaux-de-Fonds, Neuchâtel (notamment à l'Université), Vevey et Lausanne (Cinémathèque suisse). Les soutiens de la Ville de La Chaux-de-Fonds, de l'Etat de Neuchâtel mais aussi – au niveau fédéral – de la Cinémathèque et de Memoriav, fondation suisse pour la préservation du patrimoine audiovisuel, ont rendu possible cette publication. A un autre niveau, celui des films, une multitude d'institutions et de personnes aux quatre coins du globe ou presque a été mobilisée,

dans plusieurs villes du canton (La Chaux-de-Fonds, Le Locle, Neuchâtel, entre autres), dans le canton de Vaud (Leysin, Lausanne), à Berne, Zurich, enfin également à Paris, Berlin, Rome et en Grande-Bretagne. Une histoire régionale du cinéma est inévitablement une opération internationale.

Le lecteur est d'emblée agréablement frappé par un usage pragmatique du canevas défini pour les notices, décliné de manière à s'adapter à l'extraordinaire diversité de films et de supports concernés. Autre atout, les hypothèses posées par l'historien (sur les lieux de tournage ou les auteurs de plans, par exemple) sont signalées comme telles et des éléments aidant à cerner un film disparu amenés (séquences éparses, brochures promotionnelles, et cætera), mettant d'emblée le lecteur – averti ou non – dans une position active voire critique. L'ouvrage ne contient qu'un seul long-métrage de fiction, et les maisons de production sont le plus souvent implantées à Lausanne, Genève, Zurich, Berne, voire à l'étranger. Neuchâtel est, comme le relève Cosandey, un canton «périphérique en termes de production cinématographique propre». (14) Une grande partie des notices renvoie dès lors à ce que l'historien appelle la «vocation première» assignée au cinéma en Suisse dans ces années: «servir l'économie nationale». (12) On ne compte pas les commandes de et sur les entreprises du canton. L'industrie horlogère est ici aux avant-postes, comme aussi celle du chocolat (Suchard occupe, à elle seule, une douzaine de notices). Le film ethnographique est également représenté. Enfin, l'ouvrage fait une place aux films d'amateurs, qui fournissent des témoignages moins standardisés sur leur époque que les actualités officielles. Cinq index très complets couronnent cet *opus*, dont un par noms propres et un autre par thèmes.

Une démarche rigoureuse engendre nécessairement des écueils ou, du moins,

des bizarreries. Ainsi, le critère de sélection retenu était, explique Cosandey, (9) l'«appartenance à un territoire cantonal», le site de l'éditeur parlant quant à lui d'un lien des films à Neuchâtel «par leur auteur, leur sujet ou leur lieu de tournage» (cf. www.editions-attinger.ch). La prévalence du critère «territorial» sur celui de l'origine notamment fait que, comme le relève l'historien, un producteur et réalisateur aussi prolifique que Charles-Georges Duvanel, Neuchâtelois mais dont la carrière se déroule à Lausanne et à Genève, est presque absent de l'ouvrage. À l'inverse, le lecteur attentif remarquera que le lien entre certains films et ce canton est parfois minimal.

Les buts assignés à une telle entreprise sont, par la force des choses, multiples: histoire du cinéma et histoire régionale se trouvent inévitablement mêlées ici. Comme le relève Roland Cosandey, cet ouvrage met autant le cinéma neuchâtelois au service de l'histoire du cinéma suisse que, dans le sens inverse, l'histoire du cinéma au service d'une histoire régionale de Neuchâtel. En définitive, le «cinéma neuchâtelois» existe-t-il? Cette entreprise force surtout, dans les mots de l'historien, à «poser une définition non exclusive du cinéma». (12) Le cinéma peut être utilisé à des fins très diverses: «célébrer, se reconnaître, instruire, divertir, vendre, convaincre, éterniser...». (10) Au final, cet ouvrage ne réinvente certes pas l'histoire du cinéma en Suisse – mais telle n'était sans doute pas son ambition. L'essentiel, c'est que, à la fois rigoureux et plaisant, il réussit son pari de s'adresser tant à des spécialistes qu'au public intéressé. Et le lecteur d'attendre déjà avec impatience le tome suivant. Car à n'en pas douter, la valorisation du patrimoine audiovisuel passe, encore et toujours, par l'écrit.

Olivier Moeschler (Lausanne)

Damir Skenderovic, Gianni D'Amato
Mit dem Fremden politisieren
Rechtspopulismus und
Migrationspolitik in der Schweiz

Chronos, Zürich 2008, 290 S., Fr. 58.–

Abgesehen von einigen soziologischen Untersuchungen waren bis vor wenigen Jahren wissenschaftliche Arbeiten zur Ausländerpolitik und Migration in der Schweiz selten. Mit der gewachsenen politischen Bedeutung von Migration und dem Erstarren (neo)nationalistischer Kräfte seit 1989 hat auch die akademische Beschäftigung damit stark zugenommen. Neben Sozialwissenschaftlern waren es in der jüngsten Vergangenheit vor allem Politologinnen, Historiker und Rechtswissenschaftler, die sich den unterschiedlichsten Aspekten der Migrations- und Ausländerpolitik widmeten. Ein Bereich blieb dabei weitgehend ausgeblendet: die Zusammenhänge zwischen dem Aufstieg rechtspopulistischer Parteien und der Migrationspolitik seit den 1980er-Jahren in der Schweiz. Diese Lücke haben Damir Skenderovic und Gianni D'Amato mit einer Studie geschlossen, die im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 40+ zum Thema Rechtsextremismus entstanden ist.

Dass man sich mit kontroversen zeitgeschichtlichen Themen auf unwegsames Gelände begibt, mussten die Autoren bereits vor dem Erscheinen ihrer Publikation erfahren. Der Studie wurde beispielsweise vom Berner *Bund* vorgehalten, sie würde bezüglich der Bewertung der Fremdenfeindlichkeit und Restriktionen in der Ausländerpolitik «masslos» übertreiben. Seit dem Erscheinen des Buchs ist diese Kritik wieder abgeflaut, und zwar aus guten Gründen: Die Kritik basierte nämlich weitgehend auf einem Missverständnis. Während der Rezensent des Berner *Bunds* die Exponenten in der Bundesverwaltung vor Augen hatte, richtet die Studie von D'Amato und Skenderovic ihren Fokus

primär auf die Politik rechtspolitischer Parteien, deren Einfluss auf das direktdemokratische System der Schweiz sowie auf deren Migrationspolitik.

Gleichzeitig ist zu betonen, dass in der Schweiz des 20. Jahrhunderts eine restriktive, kultur- und wirtschaftsprotektionistische Migrationspolitik tatsächlich von zwei Seiten forciert wurde. Einerseits von den sozial- und rechtswissenschaftlichen Experten intermediärer Organisationen und des Bundes, andererseits von rechtspopulistischen Parteien und Splitterorganisationen. Während sich die Experten des Bundes vor dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich in den Dienst der sogenannten Überfremdungsbekämpfung gestellt hatten, machten sich seit den 1960er-Jahren verschiedene Splitterparteien für die Begrenzung des Ausländeranteils stark, bis die mittlerweile wählerstärkste Partei, die Schweizerische Volkspartei, sich für eine restriktive Migrationspolitik engagierte. Zur selben Zeit nahmen die Experten des Bundes und der Sozialwissenschaften eine tendenziell offenere, seit den 1990er-Jahren auch eine auf Rechtsschutz und Gleichbehandlung basierende Position ein. Diese Entwicklung in der staatlichen Exekutive erfuhr mit der Wahl von Christoph Blocher zum Bundesrat jedoch einen Dämpfer.

In einem einführenden Kapitel grenzen die Autoren Populismus und Extremismus voneinander ab und legen die Hauptmerkmale des Rechtspopulismus dar. Kennzeichnend hierfür sei ein antipluralistisches Weltbild, exklusionistische Ideologeme in der Gegenüberstellung von «wir» und «die anderen» sowie eine vermeintlich «natürliche Ungleichheit» der Menschen. Zudem zeichnen sich rechtspopulistische Parteien gemäss Skenderovic und D'Amato durch die Vorstellung einer scharfen Dichotomie innerhalb der Gesellschaft aus. So stünden sich zwei antagonistische Gruppen gegenüber: das «wahre Volk» und die «unred-

lichen Eliten», wozu die Bundesbehörden und wissenschaftlichen Eliten zählten. Insofern tritt hier ein bemerkenswertes Paradoxon rechtspopulistischer Parteien zutage, stützen sich diese in Migrationsfragen doch ausgerechnet auf das Überfremdungskonzept, das in der Vergangenheit von «der Elite», von Experten des Bundes und der Wissenschaften postuliert worden war.

Die Autoren legen überzeugend dar, dass rechtspopulistische Parteien, die mit Migrationsthemen politisierten, in der Schweiz eine lange Tradition besitzen. Mehr noch: Die Schweiz nehme in Europa sogar eine Art Vorreiterrolle ein. Dabei seien drei Phasen zu unterscheiden. In einer ersten Phase von 1961–1979 prägten vor allem Parteien wie die Nationale Aktion, die Vigilance und die Schweizerischen Republikaner die politischen Debatten zum Thema Migration. Bis zur Ölkrise 1973/74 bildete die Beschränkung des Ausländeranteils einen Schwerpunkt der politischen Auseinandersetzungen. Mit dem Konjunkturrückgang und der erzwungenen Rückkehr Hunderttausender MigrantInnen schwächten sich die Debatten vorübergehend wieder ab.

Die zweite Phase von 1979–1991 zeichnete sich durch eine Art Stillstand in der Migrationspolitik aus. Zu qualitativen Reformen kam es nicht. Allein die Anerkennung der doppelten Staatsbürgerschaft stellte eine bedeutende Ausnahme dar. Noch immer wurden die Positionen von rein arbeitsmarktpolitischen Erwägungen bestimmt. Zudem wurden seit den 1980er-Jahren intensiv asylpolitische Fragen thematisiert. Mit den Kleinparteien Lega dei Ticinesi und Autopartei traten dabei neue rechtspopulistische Akteure in Erscheinung.

Seit 1991 befindet sich die Schweiz in einer qualitativ neuen Phase. Nachdem sich die SVP zu einer rechtspopulistischen Partei im oben definierten Sinn gewandelt

hatte, machte erstmals eine professionell organisierte, straff geführte und mit grossen finanziellen Mitteln ausgestattete Bundesratspartei Ausländerpolitik und Migration zu ihren Leitthemen. Im Gegensatz zu den ersten beiden Phasen konnte nun aus einer Position der Stärke politisiert werden. Die Autoren zeigen anhand von zehn untersuchten Debatten, dass es die «neue SVP» verstand, Migration und den Umgang damit – sei es im Bereich der Niederlassung, der Einbürgerung, der nationalen Identität oder des Asyls – als dauerhaftes Problem- und Konfliktthema darzustellen. Auf diese Weise führte sie die Tradition der Überfremdungskämpfung weiter. Zugleich befähigte das *high-profile*-Thema «Migration» die SVP dazu, ihre Doppelrolle als Bundesrats- und Oppositionspartei virtuos zu spielen. Die andauernde Thematisierung habe dazu geführt, dass die Mitte-Partei CVP und die Mitte-Rechts-Partei FDP sich in Fragen der Migration der «neuen SVP» annähernten und in einer Art Selbstzensur weitgehend darauf verzichteten, eigenständige Positionen in der Migrations- und Ausländerpolitik zu entwickeln.

Die von Skenderovic und D'Amato vorgelegte Studie bietet detailreiche Informationen und viele erhellende und überzeugend vorgeführte Argumente und Analysen über den politischen Aufstieg der SVP, populistische Politikstrategien und die Vereinnahmung migrationspolitischer Fragen. Der ausschliessliche Fokus auf die rechtspopulistischen Parteien stösst allerdings an Grenzen, wenn damit die zwar schleppend vorangegangenen, aber dennoch gemachten Fortschritte in der Einbürgerungspolitik, der Personenfreizügigkeit und in einer pragmatisch ausgerichteten Integrationspolitik auf der Ebene der Bundes- und Kantonsregierungen erklärt werden sollen.

Patrick Kury (Bern und Basel)